

für die

Literatur des Auslandes.

104.

Berlin, Sonnabend den 30. August

1845.

Skandinavien.

Uebersicht der altnordischen Literatur.

Die Völker des germanischen Nordens haben von ihren Vätern eine reiche Literatur ererbt, an der uns, als ihnen durch Sprache und Sitte verwandt, Theil zu nehmen gebührt. Wir haben seit Jahren das Ansehn gethan, um diese Schätze gemeinschaftlich mit Dänen, Schweden und Isländern zu erschließen, und es steht zu erwarten, daß Deutschland auch in dem Verständniß des alten Nordens seine Befähigung, die ganze Welt geistig zu erfassen, bewähren wird. Leuchtet uns doch in den Denkmälern der Göttervorstellungen, des Rechtes und der Sitte der nordischen Stämme ein Bild entgegen, das uns zeigt, wie sich das deutsche Wesen in Abgezogenheit von fremden Einflüssen entwickelte. Es ist die altnordische Literatur in der Sprache aufbewahrt, die wir die altnordische oder auch die isländische nennen. Sie ist ein Zweig des germanischen Sprachstammes, eigenthümlich enfsaltet, voll Hülle und Kraft, ein Zeuge jener rauhen und kräftigen Schaaften, die im 8., 9. und 10. Jahrhundert Deutschland, Frankreich und England vor sich zittern machten, die in gewaltigen Fahrten auf den Meeren herumtrieben und nach Kämpfen um Leben und Gut wieder heimkehrten zu einem innigen häuslichen Leben, das wie eine schöne friedliche Insel aus stürmischem Meere hervorschaut. In der Ruhe nach jenen Zügen und den Kämpfen in der Heimat selbst wurden die Keime zu der Literatur gelegt, die wir heute noch pflegen. Zu vollem Aufschwunge bedurfte sie aber längerer und begablicherer Stille, die erst durch große Aenderungen im Leben des ganzen nordischen Volkes errungen wurde. In Skandinavien hatte sich die germanische Stammverfassung bis in das neunte Jahrhundert erhalten. Die Länder zerfielen in Hylls oder Gefolgschaften ohne ein festes gemeinsames Band. In Dänemark zerstörte diese Verfassung im Beginn des neunten Jahrhunderts Gorm der Alte, in Schweden Erik Einundarson und in Norwegen um 870 Harald Haarfa gur. Mit den alten Formen des öffentlichen Lebens fielen auch die alten Götter: das Lebenswesen und das Christenthum drangen in Skandinavien ein, das Leben des alten Nordens war gebrochen. Da zogen seine treuen Söhne von der Heimat fort; sie siedelten sich auf den Faröern, den Orkneys, den Hebriden und den Shetlandsinseln an, zogen weiter als je auf Raubzüge und verschonten jetzt selbst die alte Heimat nicht. Nirgends hatten sie sich aber in größere Gemeinschaften vereint, bis die Kunde kam, daß hoch im Norden eine Insel gefunden sey, welche allen Flüchtigen ein neues Vaterland bieten werde. Dies war Island. Schon sechzig Jahre nachdem die ersten Ansiedler hingezogen waren, bildete sich dort ein geordnetes Staatswesen aus, auf die Verehrung der alten Götter und Volks-Versammlungen gegründet. Die Insel wurde vollreich und blühend. Dem Untergange, den die Geschichte gebot, konnte aber der Geist, der seine letzte Zuflucht hier gefunden hatte, nicht entgehen. Um 1000 n. Chr. wurde auch auf Island das Christenthum gelehrt eingeführt; mit den Göttern des Volkes fielen auch seine Stützen; innere Kämpfe erhoben sich und schwächten die Kraft der Insel, so daß sie 1261 unter norwegische Herrschaft kam. Später entwickelte die Pest Island, und als im 17. Jahrhundert eine neue Regsamkeit erwachte, konnte diese nur eine Todtenfeier für das erstarbene alte Leben seyn. Die Isländer begannen damals nämlich, angeregt durch den Geist, der im 16. Jahrhundert in Italien und Deutschland erstanden war, die Denkmäler ihrer Väter aufzusuchen und ihnen Fleiß und Kräfte zuzuwenden.

Wir müssen festhalten, daß die Ansiedler Islands gerade die treuesten Berehrer des volkstümlichen Geistes waren, und daß sie Alles, was dieser geschaffen hatte, als ein heiliges Erbgut mit sich in die neue Heimat führten. So brachten sie den Niederschlag von ihren Göttern und Helden, die Spruchweisheit ihres Volkes und die Geschichten ihrer Geschlechter unverkürzt nach Island. Hier, fern von dem Vaterlande, auf kleinen Raum beschränkt, durch Krieg so wenig wie durch große Arbeiten des Friedens abgezogen, mußte die Erinnerung an das verlassene Vaterland ihre Beschäftigung werden. Sie pflegten die alten Lieder und dichteten neue mit einer allmählig übertriebenen Kunstfertigkeit; sie zeichneten die Geschichten ihrer Väter auf und schrieben ihre Gesetze nieder. Dazu kam, daß das Christenthum auch seine Gelehrsamkeit auf Island einzubürgern suchte. Isleif, der erste Bischof der Insel, gründete die Schule von Skalholt, der sich später die Schulen von Haukadal, Oddi und Polar angeschlossen. Sie brachten eine gelehrte Literatur, welche Chronologie, Naturgeschichte, Rhetorik und Metrik enthält und als deren spätere Pfleger die Männer erscheinen, welche zuerst eine gelehrte Beschäftigung mit der altnordischen Literatur ins Leben riefen.

Im Jahre 1643 fand der Bischof von Skalholt, Brynjulf Svendsen, die Sammlung der mythologischen, gnomischen und Heldenlieder auf, welche durch ihn den Namen „Edda“ erhielt. Dieser Fund war ein Hauptantrieb für die Isländer, nach den Denkmälern ihrer Vergangenheit zu forschen, und so schlossen sich an Brynjulf Svendsen und Arngrim Johnsen, der besonders thätig war, bald eine Reihe Männer an, die den Stoff zu sammeln suchten, aus dem die Nachwelt die Formen des gewaltigen nordisch-germanischen Lebens herausarbeiten sollte. Magnus und Stephan Olafsen, Thorval Skalfason und Runolf Johnsen sind hier zu nennen. Schon Arngrim Johnsen hatte sich mit dänischen Gelehrten, besonders mit Stephanus und Claus Wormius, in Verbindung gesetzt und den wissenschaftlichen Sinn der Dänen auf ihre alte Literatur gelenkt. Ihre Könige, besonders Christian IV., unterstützten ihre Bestrebungen auf jede Weise und gaben den Dänen den Ruhm, am großartigsten von allen Völkern für ihre nationalen Alterthümer gesorgt zu haben. Claus Wormius (1588—1651), Professor der Medizin zu Kopenhagen, legte durch seine Arbeiten über nordische Alterthümer der neuen Wissenschaft einen festen Grund und gab ihr Ansehen und Verbreitung, unterstützt von Stephanus, dem Herausgeber des Saxo Grammaticus, von Resen, der die profanische Edda bekannt machte, von Bartholinus u. A. In Schweden zeigte sich eine gleiche Theilnahme, die besonders unter Karl XI. durch den Reichskanzler de la Gardie angeregt wurde. Auch hier förderte die Regierung diese Studien möglichst; in dem Kriege zwischen Friedrich III. von Dänemark und Karl Gustaf wurde von den Schweden die Kenntniß der isländischen Sprache, die sie bis dahin nur sehr mangelhaft besaßen hatten, in dem Isländer Rugmann förmlich erobert und 1683 Helge Olsen auf Staatskosten, um Handschriften zu sammeln, nach Island geschickt. Es wurde dadurch die Herausgabe der Quellen möglich gemacht und durch Berelius, Gudmund Olafsen, Peringstöld, Hadorph u. A. besorgt. Den gefundenen Stoff legten Schæffer in seiner Upsalia (1666) und Claus Rudbeck in seiner Atlantica (1675—79) dar. Diese Atlantica s. Manheim, vera Japheti posterorum sedes ac patria ist berüchtigt genug; sie stellt sich nichts Geringeres zur Aufgabe, als zu beweisen, daß Skandinavien das Paradies war, daß hier außerdem der Olymp, die Elysäischen Felder und alle sonstigen Plätze griechischer Götter und Helden lagen, sie macht Herkules zu einem Schweden und die hellenischen Philosophen zu Schülern der nordischen Skalden. Diese unsinnigen Phantasieen, welche nicht bloß in Rudbeck, sondern in allen Pflegern der isländischen Literatur damals spukten, sind indessen der ersten Begeisterung und der Vaterlandsliebe jener Männer zu gute zu rechnen und darum eher zu verzeihen, als die euhemeristische Platttheit und Nüchternheit, die sich im 18. Jahrh. in Dänemark breit machte und hier und da, wie Wheaton's History of the Northmen kundthut, noch nicht gewichen ist.

Diese angeordnete Richtung war aus den Ansichten, welche Snorri Sturluson in seiner Heimskringla niedergelegt hatte, hervorgegangen. Snorri löste die gesammte Mythologie des Nordens in Geschichte auf, als Leitfaden Wortanklänge benutzend. Die Aßen waren aus Aßen gekommen, der Tanais wurde zum Tanaquill, dieser zum Banaquill (Banensflus), also zum Stammsitze der Banen; Odhin war als Ase aus Aßen nach Skandinavien eingewandert, und da die verschiedenen Zeugnisse über ihn nicht zu vereinigen waren, wurde er in mehrere Odhins gespalten. So ging dies durch die ganze Mythologie durch. Der Nüchternheit des 18. Jahrhunderts, die nicht zu begreifen vermochte, wie ein Volk aus der Natur und dem eigenen Herzen heraus sich einen gestaltenreichen Glauben schaffen kann, war dies eine willkommene Grundlage zu dem nun nothwendig gewordenen systematischen Aufbau des zusammengetragenen Stoffes. Ihn führte Thormod Torfæus (1636—1719) in seinen Antiquitates septentrionales aus. Die Grundsätze, die er hier aufstellte, haben durch das ganze Jahrhundert die gesammten wissenschaftlichen Leistungen der Dänen und Schweden geleitet. Der bedeutendste seiner Nachfolger ist der dänische Historiograph und Kammerherr Peter Friedrich von Suhm (1728—99). Sein Hauptwerk ist om Odin og den hedenske gudelaere (Kjöbenh. 1775, von Gräter 1803 ins Deutsche übersetzt). Dies Buch ist für die euhemeristische Richtung das, was für die entgegengesetzte Rudbeck's Atlantica war. Das Ergebniß aller bisherigen Forschungen ist mit Fleiß und Kenntniß hier niedergelegt, und darum galt dies Werk als ein unübertreffliches Lehrbuch der nordischen Mythologie. Wer es heute noch als solches empfehlen wollte, würde sich dadurch selbst das Zeugniß ausstellen, daß er das Wesen des Mythos eben so wenig wie die einfachsten Grundsätze der Kritik begriffen hat. Willkür und Nüchternheit herrschen gleichmächtig in diesem „Odhin“. Suhm hat indessen als Fortsetzer der Thätigkeit von Arnas Magnús sich be-

gründete Verdienste um die Wissenschaft erworben. Dieser, wie Torfäus ein geborener Isländer (gest. zu Kopenhagen 1730), hatte Alles, was sich auf der Insel von Handschriften vorfand, nach Kopenhagen gebracht und der dortigen Universitätsbibliothek geschenkt, indem er zugleich ein bedeutendes Kapital hingab, das die Verarbeitung dieser Schätze möglich machte. Hierdurch wurde die Arna-Magnäische Kommission gestiftet, der wir nicht nur die Bekanntmachung eines großen Theils der isländischen Saga's, sondern auch die große Ausgabe der poetischen Edda verdanken. Suhm stand seit 1772 nebst Lurdorff, Langebeck und Erichsen an der Spitze der Kommission, durch eigene Arbeiten wie durch die größte Freigebigkeit für das Gedeihen der heimathlichen Wissenschaft wirkend. Die Könige Christian VII., Friedrich V. und Friedrich VI. wußten ebenfalls durch fürstliche Spenden für den Ruhm ihres Landes zu sorgen, und so ist der Eifer, den die Dänen aller Stände stets für ihre Alterthumswissenschaft an den Tag gelegt haben, eine beneidenswerthe That dieses Volkes geworden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei solchen Bemühungen sich nach allen Richtungen die Wissenschaft läuterte und stärkte. Die Grammatik, die historische Kritik und die Herausgabe der Texte schritten bedeutend vorwärts. Man hatte sich zur Erlernung der altnordischen Sprache bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts der Grammatik von Runolf Jonas (1631) bedienen müssen. Aus dieser machte Sjöborg (1804, 1806) einen Auszug bekannt, mit dem noch nichts gefördert war. Der eigentliche Begründer der isländischen Grammatik wurde Rasmus Christian Rask. Er gab 1811 die vejledning til det Islandske eller gamle nordiske sprog und 1818 als verbesserte Ausgabe die Anvisning til Isländskan eller nordiska fornspråket heraus und besorgte überdies das Verikon von Biörn Halderon, bis jetzt das einzige brauchbare Glossar der altnordischen Sprache. Rask's Verdienste sind sehr groß, allein der wahre Gesichtspunkt für die Behandlung der alten Sprache ist ihm noch verrückt gewesen. Ihm war die heutige isländische Sprache die entscheidende Regel für die altnordische, und so konnte es nicht fehlen, daß er über viele Spracherscheinungen unrichtig urtheilte. Jakob Grimm, der Meister der deutschen Philologie, hat auch für das Altnordische zuerst die richtige Bahn grammatischer Forschung vorgezeichnet, und nur auf diesem Wege, wo die Blitze und Einfichten stets auf das gesammte germanische Sprachland fallen, dürfen die künftigen Bearbeiter des nordischen Dialektes fortschreiten. Rask wollte nichts von näher Beziehung zu dem Deutschen wissen; sein Deutschenhaß hat sich an dem Dänen gerächt.

Die historische Kritik hatte bei ihrem Gewachsen vornehmlich gegen die Angriffe zu kämpfen, welche von Deutschland aus auf die gesammte altnordische Literatur gemacht worden waren. Die Snorra-Edda hatte bei ihrem Bekanntwerden unter den Deutschen, die damals in einem tiefen Sehnen nach Idealen und vollstümlichen Originalen lagen, eine begeisterte Aufnahme gefunden, die bis auf die Spitze getrieben wurde. Man denke nur an Klopstock's Bardenspiele und die nordischen Rasereien seiner Nachahmer. Ruhige und Mächterne stimmten in den damals wenig begründeten Jubel nicht ein; was bekannt worden war, ließ dem Zweifel manchen Stoff, und es erhoben sich scharfe Bedenken gegen den Werth und die Echtheit der nordischen Literatur. Schlözer trat mit der Leugnung der ganzen nordischen Mythologie als einer alten und inhaltsvollen auf, und Rühls erklärte sie für schlechte Märchen angeflächlicher Mönche. Das hieß aber den Dänen ihr Heiligstes verletzen. Schon in der Ausgabe der Sunlaugsaga hatte die Arna-Magnäische Kommission die Angriffe Schlözer's abgewehrt, ihn aber nicht zum Schweigen gebracht. Dazu war die tiefgehende und scharfe Untersuchung über das Alter und die Glaubwürdigkeit der angefochtenen Denkmäler nöthig, die P. E. Müller (Prof. der Theologie zu Kopenhagen, später Bischof von Seeland † 1834) in seiner Sagabibliothek med anmerkninger Kiøb. 1817—20 anstellte. (Der erste Band ist schon 1816 von Lachmann übersetzt erschienen, der zweite 1834 von G. Lange.) Durch ihn ist nun ein fester Boden für alle künftigen Untersuchungen gewonnen, die Entwicklungsgeschichte der nordischen Literatur bestimmt und klar dargestellt und den verwirrten wie den leeren Ansichten, die bei Dänen und Deutschen bisher geherrscht hatten, ein Ziel gesetzt. Dies zu erreichen, wirkten die Männer mit, die auf die Bekanntmachung der Quellen ihr Augenmerk gerichtet hatten. Durch die Arna-Magnäische Kommission war, nachdem 1787 der erste Band der Sámundar-Edda erschienen war, endlich 1818 der zweite und 1828 der dritte und letzte herausgegeben worden. Rask hatte 1818 mit Afzelius die ganze poetische Edda und in demselben Jahre die erste vollständige Ausgabe der Snorra-Edda besorgt. (Schluß folgt.)

England.

Briefe von der Reise.

IX.

Englisches Gerichtsverfahren, spaß- und ernsthaftes. — Eine Gardinenpedigt der Mrs. Caudle. — Ein Abend in der Richter- und Geschworenen-Gesellschaft. — Mr. und Mrs. Caudle vor Gericht. — Herr Jenkiss, der fromme Mitarbeiter der Morning-Post. — Verhandlungen in einem Kriminalgerichtshofe. — Die strafende Gerechtigkeit und die freisprechende öffentliche Meinung.

(Schluß.)

Heute wurden lauter true bills dem Gerichtshofe vorgelegt. Die zunächst an die Reihe kommende betraf einen gewissen John E., einen berühmten pickpocket (Taschendieb) aus London, wie mir meine Nachbarn sagten, der nach Liverpool gekommen, hier seine Schelmenstreiche fortzusetzen, doch schon bei dem ersten Versuch ertappt worden sey. So versicherten mir meine Nach-

barn, und so lautete auch in der That der über den Angeklagten verbreitete Leumund, der jedoch im Laufe der Verhandlungen sehr bald eine andere Gestalt erhielt. John E. war ein schlicht gekleideter junger Mann von etwa 25 Jahren, der den Geschworenen und dem Recorder mit großer Offenheit ins Gesicht schaute. Er war beschuldigt, einer Frau, mit der er vor etwa sechs Wochen in einem Omnibus gefahren, bei dieser Gelegenheit eine Börse gestohlen zu haben, worin sich drei Sovereigns, vier halbe Kronen und einige Shillinge (also etwa 25 Thaler) befanden. Die Sache war nicht so unbedeutend, als sie manchem Leser vielleicht erscheint, denn ein Diebstahl unter jenen Umständen kann in England als Strafenraub angesehen und, als solcher, wenn auch nicht mit dem Tode — Todesstrafen auszusprechen, ist der Recorder nicht berechtigt, sondern steht nur den Richtern der Queensbench, der Court of common pleas oder der Assisen zu — doch mit vielfähriger Deportation bestraft werden. Den Angeschuldigten zu überführen, war aber um so schwerer, als das corpus delicti, die gestohlene Börse, nicht bei ihm so wie überhaupt nicht gefunden worden war. Ueberdies war die Bestohlene seitdem in Folge einer zufälligen Erkrankung mit Tode abgegangen, so daß die Hauptzeugin in der Sache fehlte. Sie hatte indessen unmittelbar nach geschehener That zu Protokoll gegeben und beschworen, daß sie beim Besteigen des Omnibus dem hintenaufstehenden Conductor das Fahrgehalt mit 6 Pence bezahlt und zu diesem Behufe das Geld aus der Börse genommen, die sie dann wieder in ihre Tasche gesteckt. Nachdem sie sich im Wagen niedergelassen, sey der bis dahin in der entgegengesetzten Ecke sitzend gewesene Angeklagte aufgestanden und habe sich neben sie, an die Bagentür, gesetzt. Nach ungefähr einer Viertelstunde sey sie Willens gewesen, auszustiegen, und indem der Conductor die Thür öffnete, habe sie, da man gewöhnlich erst beim Aussteigen zu bezahlen pflege, mechanisch wieder nach ihrer Börse gegriffen, doch zu ihrem großen Schrecken war diese verschwunden. Im Wagen sey vergeblich danach gesucht worden, und da sie dieselbe noch beim Einsteigen gehabt, so könne sie, da außer dem E. Niemand neben ihr gesessen oder mit ihr in Berührung gekommen, auch nur der Letztere genommen haben. Diese Aussage der verstorbenen Frau war von zweien Zeugen, dem Conductor und einem dritten Fahrgast, der jenen Beiden gegenüber gesessen, wosfern bestätigt worden, als der Erstere bezeugt hatte, die Börse bei der Frau in dem Augenblicke gesehen zu haben, da sie ihm die 6 Pence bezahlte, und der Letztere aus sagte, E. sey augenscheinlich in Verlegenheit gewesen, als die Börse vermißt wurde und würde sich auch wohl in demselben Augenblicke davongemacht haben, wenn er nicht sofort von ihm und einem herbeigekommenen Policeman festgenommen worden wäre.

Der Generalanwalt wies darauf hin, daß in jüngster Zeit aus London über sehr viele Diebstähle berichtet worden, die in Omnibussen vorgefallen, daß E., der kürzlich aus London gekommen, in Liverpool gänzlich unbekannt sey und Niemanden nennen könne, der für ihn oder seinen rechtlichen Charakter einstehe, und daß man, wenn auch nicht die Börse, von der er sich wahrscheinlich durch einen bereit stehenden Helfershelfer sehr geschickt zu debarassiren gewußt, doch mehrere Sachen in seiner Tasche gefunden, die, wie z. B. ein seidenes Schnupftuch, ein kleines Etui u., augenscheinlich nicht zu seiner Person und zu seiner übrigen Toilette paßten. Die Sache schien nach dem Vortrage des Generalanwalts sehr bedenklich für den Angeklagten zu stehen; aber nun erhob sich der Verteidiger desselben, ein junger rothwangiger Mann mit Augen Augen und hoher Stirn, dem die Perrücke mit den gewundenen Locken sehr hübsch zu Gesichte stand, so daß er mich an das liebliche Aussehen der reizenden Mädchen in Reisfröden und mit hohen gepuderten Couplets erinnerte, die ich im vorigen Winter auf einem Ball in Berlin eine Rococo-Menuett hatte tanzen sehen. Der Mann schien ungeduldig auf den Moment gewartet zu haben, der ihn an die Reihe brachte, denn er drang gleich mit voller Ladung auf seinen Gegner, den Generalanwalt, ein. Alles, was vorliege, sagte er, habe den Beamten der Krone nicht berechtigen können, diesen Mann auch nur während eines einzigen Tages seiner Freiheit zu berauben, geschweige denn ihn vor die große Jury und nun auch vor den Gerichtshof des Recorder zu bringen. Was gegen ihn ausgesagt und beschworen worden, hätte eben so gut gegen jeden Anderen, der zufällig in dem Omnibus gesessen und dabei erhaben gegen jeden Verdacht des Diebstahls sey, ausgesagt und beschworen werden können. Ein corpus delicti liege nicht vor, und Judici ante omnia debet constare de delicto. Ob man etwa den Angeschuldigten nach den Dingen verurtheilen wolle, die man bei ihm gefunden und die Niemand als gestohlenen Gut in Anspruch nehme? Diese Dinge gehörten den Angeschuldigten, und man würde an ihm einen Diebstahl begehen, wenn man sie ihm nehmen wollte. Es werde ein Gewicht darauf gelegt, daß sich der Angeschuldigte neben die Frau gesetzt, als diese in den Wagen gestiegen; ob es denn aber nicht täglich vorkomme, daß man in den Omnibussen, sobald mehrere Personen darin seyen, den Platz zunächst der Thür sich wähle, um dann bequemer aussteigen zu können? Leider sey die Frau, auf deren Aussagen es hierbei hauptsächlich ankomme, nicht mehr am Leben, doch würde es, wie ihn selbst, gewiß auch die Herren Geschworenen sehr interessieren, die beiden anderen Zeugen über das zu vernehmen, was sie eidlich zu Protokoll gegeben.

Als die beiden Zeugen erschienen waren, wiederholten sie auf die ihnen vom Generalanwalt vorgelegten Fragen die schriftlich gegebenen Aussagen, aber das Kreuzfeuer des gegnerischen Advokaten brachte bald Verwirrung in das Lager. Unter Anderem fragte er den Conductor, einen jungen etwas verdußt aussehenden Menschen, ob die Frau das Fahrgehalt ihm gezahlt, bevor sie in die geöffnete Bagentür gestiegen, oder ob sie das gethan, als sie bereits im Wagen selbst gewesen? Auf die Erwiderung, daß es geschehen sey, bevor sie eingestiegen, rief der Advokat triumphirend: wie man nun wohl behaupten

könne, die Frau habe die Börse noch gehabt, als sie in dem Omnibus sich befunden? Jedermann wisse doch wohl, daß die Taschen in den Kleidern der Frauen der Art seyen, daß man sehr leicht etwas daneben stecken könne. Ganz unbezweifelhaft habe die Frau bei der Eile des Einsteigens — denn ein Omnibus, der mitten in der Straße anhalte, müsse auch sehr bald weiter fahren — ihrer Hand nicht die gehörige Richtung gegeben, und so sey die Börse auf die Straße hinabgeglitten, ohne daß es Jemand bemerkt habe. Auf die Frage, ob zwischen dem Einsteigen der Frau und deren nach einer Viertelstunde erfolgtem Aussteigen nicht noch ein anderer Fahrgast den Omnibus verlassen, antwortete der Conductor, er wisse das nicht mehr. Dieselbe Antwort gab er auf noch einige andere Fragen des Advokaten — vielleicht wohl deshalb, weil er gesehen, daß seine erste positivere Antwort als ein so schlagendes Argument gegen die von den Zeugen vertretene Sache benutzt worden war; aber der Advokat nahm gerade von diesem Umstand Anlaß, an die Geschwornen die Frage zu richten, was wohl von den Aussagen und der Glaubwürdigkeit eines Omnibus-Conducteurs zu halten sey, der nicht einmal wisse, ob und wann in dem seiner Kontrolle anvertrauten Wagen die Passagiere ein- oder aussteigen? Den zweiten Zeugen fragte der Advokat unter Anderem, auf welcher der beiden Seiten des Wagens er gesessen: ob, wenn man hinten in die Thür einsteige, von der rechten oder von der linken? Der Befragte antwortete nach einigem Besinnen: „Auf der rechten Seite.“ Triumphirend rief darauf unser Advokat: „Nun, sehen Sie, meine Herren, wie ungenau die protokolllarische Aussage der verstorbenen Frau aufgenommen: Hier heißt es ausdrücklich, daß sie mit dem Angeeschuldigten auf der rechten Seite des Wagens gesessen, und da sich der Zeuge ihnen gegenüber befunden, so hätte er notwendig auf der linken sitzen müssen, womit jetzt seine eigene Aussage in Widerspruch ist.“

Und nun, nachdem die „evidence“, die aus den Protokollen und Zeugen-Aussagen hervorgegangen, von ihm entkräftet worden war, ohne daß es dem replizirenden Generalanwalt gelang, die Beweismittel zu verstärken, wandte sich der seines Sieges schon ziemlich sichere Advokat von neuem an die Jury, und zwar an eine Seite derselben, die nicht leicht zu widerstehen vermag, nämlich an das Gemüth: „Sehen Sie, meine Herren Geschwornen“, sagte er, „dieser Mann, der Ihnen so offen in das Gesicht sieht, der Ihren prüfenden Blick nicht scheut, und der im Bewußtseyn seiner Unschuld ruhig auf Ihre Entscheidung wartet — dieser Mann ist ein Fremder. Er war aus London nach Liverpool gekommen, um in dieser blühenden, viele Tausend fleißiger Hände beschäftigenden Handelsstadt Arbeit und Erwerb zu finden, und während er den loyalen Schutz erwarten durfte, den jede Stadt dem unbescholtenen Fremden schuldig ist, hat man ihm hier das Theuerste genommen, das er besaß — seine Ehre. Man hat es als einen Anklagepunkt gegen ihn vorgebracht, daß er hier Niemanden zu nennen weiß, der ihn kennt und für ihn zu zeugen vermag, aber seit wann ist es denn ein Vergehen, wenn ein Mann von bescheidener Herkunft keine Empfehlungsschreiben besitzt, indem er nach einer fremden Stadt kommt? Es würde sehr traurig seyn, wenn man, um den Schutz der Geseze Englands zu genießen, immer erst der Empfehlungsschreiben und der Freunde bedürfte! Nein, die Geseze Englands und das Gastrecht unserer Stadt schügen diesen Mann, obwohl er eben erst in den Mauern Liverpools angekommen war, als er das Unglück hatte, mit dem zufälligen Ereigniß, daß eine seitdem leider verstorbene Frau ihre Börse verlor, in Berührung zu kommen. Meine Herren, Sie alle sind Bürger dieser Stadt, Sie werden diesem Fremden seine hier verlebte Ehre wiederherstellen. Denken Sie sich, meine Herren, Einer von Ihnen käme einmal nach London, wo er bisher keine Freunde und Bekannte besitzt; er bestiege, nachdem er auf der Eisenbahn in der großen Metropole angekommen, einen Omnibus — welcher Schrecken, welches Entsetzen müßte sich nach dem, was hier vorgefallen, seiner bemächtigen, falls zufällig einer in diesem Wagen befindlichen Frau ihre Börse abhänden kommen möchte? Und Sie wissen, meine Herren, die Sie zum größten Theile verheiratet sind, wie leicht und wie oft es vorkommt, daß Frauen auf dem Markt oder auf der Straße ihre Börse verlieren. O Gott! und darum sollte ein wackerer Mann, einer unserer Mitbürger in Gefahr kommen können, seine Ehre, seine Freiheit einzubüßen! Fern sey es von uns, meine Herren, das Andern zuzufügen, was uns selbst in einem ähnlichen Falle als das größte Unrecht, als ein moralisches und physisches Unglück erscheinen müßte! Nun habe ich genug gesprochen; Sie, meine Herren, werden Ihre Schuldigkeit thun.“

„Silence!“ mußten die Gerichtsdienner zu wiederholten Malen rufen, als der Advokat geendet hatte, denn die Zuhörer wollten durchaus ihren Beifall zu erkennen geben, und der Recorder sah sich schon mit einem bedeutungsvollen Blicke um, als wollte er noch andere Maßregeln ergreifen lassen, wenn dem Rufe nicht gehoramt würde, aber die Stille war bald wieder hergestellt. Die Geschwornen traten zusammen, und nach kurzer Berathung sprachen sie einmüthig ein „Nicht schuldig“ aus. Der Recorder verkündete darauf, daß der Angeklagte sofort in Freiheit zu setzen sey, doch redete er diesen noch mit einigen Worten an, indem er ihm sagte, er habe unrecht gethan, ohne alle Papiere und Legitimationen nach einer fremden Stadt zu geben, doch möge er sich nun des Gastrechtes würdig zeigen, daß die Bürger Liverpools ihm durch seine Freisprechung erwiesen; seine Ehre sey völlig wieder hergestellt. Die Schranken des umschlossenen Raumes öffnet sich, und der Freigesprochene ging mitten durch das Publikum in den Vorsaal hinaus, wohin ihm Viele folgten, um ihn zu beglückwünschen und ihm Gelegenheit zu weiterem Fortkommen anzubieten. Sein Verteidiger, der junge Advokat, sah ihm mit glänzendem Blicke nach und wiegte sich in seinem Triumphe, der allerdings auch in diesem Falle seine einzige Belohnung war, da sein Klient ihm nichts anbieten konnte.

Freilich aber konnte er darauf rechnen, daß dadurch sein Ruf gewonnen und seine Praxis neue, vielversprechende Aussichten bekam.

Das ist ungefähr der Verlauf eines Kriminalrechtshandels vor geöffnetem Forum in England. Der strafenden Gerechtigkeit, dem stillen Gefühl, der öffentlichen Meinung und der persönlichen Ehre ist dort gleichzeitig Gelegenheit gegeben, sich Genugthuung zu verschaffen. In Schottland habe ich auch einzelnen Verhandlungen im Civilgericht beigewohnt, und so viel ich als Laie davon aufzufassen vermocht, werde ich auch in einem meiner nächsten Briefe wiederzugeben versuchen.

J. Lehmann.

Frankreich.

Buffon und sein Verhältniß zur Naturgeschichte unserer Zeit.

(Schluß.)

„Betrachten wir dann den Grund des Meeres, so bemerken wir dort eben so viel Ungleichheiten als auf der Oberfläche der Erde; wir finden daselbst Höhen, Thäler, Ebenen, Tiefen, Felsen; wir sehen, daß alle Inseln nur die Gipfel hoher Berge sind, deren Fuß von dem flüssigen Elemente bedeckt wird; wir finden daselbst andere Bergspitzen, die mit dem Wasser fast gleiche Höhe haben; wir bemerken dort rasche Strömungen, die sich der allgemeinen Bewegung zu entziehen scheinen: man sieht sie zuweilen beständig dieselbe Richtung inne halten, zuweilen sich umwenden; nie aber überschreiten sie ihre Grenzen, die ebenso unwandelbar scheinen, als die, welche dem Lauf der Flüsse des Festlandes gesetzt sind. Hier haben wir jene stürmischen Regionen, wo Meer und Himmel im Ungewitter durch einander toben, dort innere Bewegungen, Wasserhosen und außerordentliche Gährungsarten, erzeugt durch Vulkanen, deren verunkelte Oeffnung Feuer aus den Wellen speit und einen dicken, mit Wasser, Schwefel und Harz gemischten Rauch zu den Wolken sendet. Ferner finden wir hier jene Abgründe, denen man nicht zu nahen wagt, und welche die Schiffe anzuloden scheinen, um sie zu verschlingen, dann jene großen Ebenen, die immer still und ruhig, aber ganz eben so gefährlich sind, wo die Winde nie ihre Macht geäußert, wo die Kunst des Piloten unnütz wird, wo man bleiben und untergehen muß; endlich, wenn wir unsere Blicke an die Enden des Erdballs schweifen lassen, sehen wir jene ungeheuren Eisschollen, die sich von den Kontinenten der Pole losmachen und sich bis in die gemäßigten Regionen verirren.“

„Dies sind die Haupterscheinungen, die uns das große Reich des Meeres darbietet. Tausende von Bewohnern verschiedener Gattung bevölkern die Räume desselben; die einen, mit leichten Schuppen bedeckt, durchschneiden rasch seine verschiedenen Regionen; andere, mit einer dicken Schale belastet, schleppen sich schwerfällig auf dem Sande fort; andere, denen die Natur Schwimmfloßen in Gestalt von Flügeln gegeben, bedienen sich derselben, um sich in die Lüfte zu erheben; andere endlich, denen jede Bewegung versagt worden ist, wachsen und leben an den Felsen hängend; alle finden in diesem Element ihre Nahrung. Der Grund des Meeres erzeugt reichlich Pflanzen, Moose und noch eigenthümlichere Vegetationen, der Boden des Meeres besteht aus Sand, Kies, oft aus Schlamm, Muscheln, Felsen, und ist überall dem von uns bewohnten Erdboden ähnlich. Ueberblicken wir jetzt den trockenen Theil des Erdballs: welcher wunderbare Unterschied zwischen den Klimaten, und welche Mannigfaltigkeit des Bodens, welche Ungleichheit der Flächen! Doch beobachten wir genauer, so werden wir finden, daß die großen Bergketten dem Aequator näher sind als den Polen, und daß sie auf dem alten Kontinent mehr von Osten nach Westen als von Norden nach Süden laufen, in der neuen Welt dagegen mehr von Norden nach Süden als von Osten nach Westen. Ferner ist sehr merkwürdig, daß die Form dieser Berge und ihre Umrisse, die dem Anschein nach absolut unregelmäßig sind, doch bestimmte und einander entsprechende Richtungen haben, so daß die vorspringenden Winkel eines Berges immer den einspringenden Winkeln des angränzenden Berges, der durch ein Thal oder eine Tiefe von jenem getrennt ist, gegenüberliegen. Auch bemerke ich, daß die gegenüberliegenden Hügel immer so ziemlich dieselbe Höhe haben, und daß im Allgemeinen die Berge immer die Mitte der Kontinente einnehmen.“

Im Folgenden zählt Buffon die Erscheinungen auf, die das Innere der Erde darbietet. Hier ist sein Wissen beschränkter, und darunter leidet notwendig die Theorie.

Drei Hauptsachen scheinen Buffon besonders wichtig bei seinen Untersuchungen über die Beschaffenheit der Erdrinde. Erstens sieht er Muscheln und andere Erzeugnisse des Meeres über die ganze Erde verbreitet. Sodann glaubt er zu sehen, daß die Stoffe, aus denen der Boden besteht, immer in horizontalen und parallelen Schichten liegen. Endlich hebt er hervor, daß die vorspringenden Winkel eines Berges immer den einspringenden Winkeln des angränzenden Berges, der durch ein enges Thal oder eine Tiefe von jenem getrennt ist, gegenüberliegen. Aus der ersten dieser Thatsachen, daß nämlich Produkte des Meeres in den Schichten unserer Kontinente und selbst auf den Bergen sich finden, schließt Buffon, daß das Meer die ganze Erde bedeckt habe. Die horizontale und parallele Lage der Schichten läßt ihn auf successive Niederschläge aus dem Wasser schließen, und die Winkel der Berge, die Formen der Thäler endlich sind in seinen Augen ebenfalls Resultate der Wirkung desselben Elements; die Strömungen des Meeres wären ihre Ursache. Der Boden, den wir betreten, seine Schichten, die Ungleichheiten seiner Oberfläche sind das Werk des Wassers. Wenn man die Unvollständigkeit und Einseitigkeit dieser neptunischen Theorie Buffon zum Vorwurf machen will, so muß man sich an die Thatsachen halten, die ihr zur Basis dienen; nimmt man die That sachen so, wie er sie sah, so folgt die Theorie daraus mit

Notwendigkeit. Doch ist es auffallend, daß Buffon, der in seinem System über die Entstehung der Planeten die Ansicht aufstellte, daß die Erde ein im Zustand des Glühens von der Sonne losgerissenes und dann kaltgewordenes Stück sey, das Centralfeuer in seiner Theorie nur eine unbedeutende Rolle spielen läßt; zwar hat es diese Theorie nur mit dem oberflächlichsten Theil der Erde zu thun, aber hier ist Alles das Werk des Wassers.

Später, als er, von den Thatsachen besser unterrichtet, erkannte, daß es Terrains ohne Fossilien und Schichten gebe, die weder horizontal, noch mit einander parallel seyen, änderte sich seine Theorie, und nun schrieb er seine „Epochen der Natur“. Ehe wir dieses schöne Werk näher betrachten, führen wir noch die Bemerkung des Herrn Flourens an, daß eine gewisse Ansicht Buffon's, mit welcher eine andere, deren Hauptrepräsentant Cuvier ist, im Widerspruch steht, gegenwärtig das Uebergewicht erlangt zu haben scheint. Buffon nämlich will, wie vor ihm Vallisneri, daß man die Erklärung der geologischen Erscheinungen in dem gewöhnlichen Laufe der Natur suche; er nimmt nur Ursachen und Wirkungen an, die noch jetzt alle Tage vorkommen: die Ebbe und Fluth des Meeres, die Strömungen, die Winde, die Regen, die Flüsse u. s. w., sollen auch die ersten Revolutionen der Erde allein hervorgerufen haben. Cuvier dagegen nahm an, daß damals außerordentliche Kräfte und Ursachen auf die Erde eingewirkt hätten: „Bergebens“, sagt er, „sucht man in den Erscheinungen, welche die Oberfläche der Erde jetzt darbietet, Kräfte, die im Stande wären, die Revolutionen und Katastrophen hervorzu- bringen, deren Spuren ihre Hülle uns zeigt. . .; der Faden der Operationen ist zerrissen, der Gang der Natur ist ein anderer, und keines von den Mitteln, die sie gegenwärtig anwendet, hätte ihr genügt, ihre alten Werke hervor- zubringen.“

In seiner „Theorie“ hatte Buffon die Erde nur als Produkt des Wassers angesehen und somit nur eine Epoche betrachtet. In seinem „Systeme“ hatte er nur eine andere Epoche betrachtet, in der die Erde das Produkt des Feuers ist. In den *Epoques de la Nature* verbindet er diese beiden äußersten Ringe der Kette und führt uns durch Mittelglieder von dem einen zum anderen. Von den Thatsachen ausgehend, welche ihm die physische Geographie, die Geologie und die Kenntniß der Fossilien auf der Stufe, welche diese Wissenschaften damals erreicht hatten, an die Hand gaben, nimmt er an, daß unser Erdball durch sechs verschiedene Zustände hindurchgegangen sey, ehe er sein menschliches Zeitalter, welches das siebente ist, erreichte. Der erste dieser Zustände, die erste Epoche der Natur, war eine Epoche der Flüssigkeit und des Glühens, die durch viele Thatsachen bewiesen werde, unter anderen durch die Centralwärme und durch die Gestalt der Erde, die am Aequator, wo die Centrifugalkraft ihr Maximum hat, aufgeschwollen, an den Polen, wo diese Kraft am schwächsten ist, abgeplattet sey. Nach diesem Zeitalter kommt das der Erkaltung und Konsolidirung. In einer dritten Epoche bedeckte das Meer die ganze Oberfläche des Sphäroids. Während der vierten trat es von einem Theil desselben zurück und ließ als Zeichen seiner Anwesenheit die Menge der Fossil- muscheln und die Felsen zurück, in welchen jene enthalten sind. Die Knochen von Elephanten, von Flusspferden, die man im Norden eben so gut wie im Süden findet, sind die Spuren einer fünften Epoche, in welcher die Kontinente von diesen Thieren bevölkert wurden. Doch diese großen Säugethiere und viele andere finden sich in der neuen Welt eben so gut als in der alten; in dieser fünften Epoche hingen also die beiden großen Kontinente zusammen. Die sechste Periode war die ihrer Trennung. Der Mensch war nicht Zeuge dieser großen Scenen. „Abgesehen von der Autorität der heiligen Schrift“, sagt Buffon, „sind wir überzeugt, daß der Mensch zuletzt geschaffen worden, und daß er erst dann Besitz von der Erde nahm, als sie seiner Herrschaft würdig geworden.“

Die neueren Geologen würden an dieser Eintheilung der Weltalter viel zu tadeln haben: die Rolle des Meeres wird darin nur auf eine sehr allgemeine Weise angedeutet; die der unterirdischen Kräfte wird noch weniger gewürdigt. Aber wenn Buffon nur im Großen sah, so hat er doch gesehen, was zu seiner Zeit nur das Genie sehen konnte. D'Alembert sagt sehr richtig von Descartes: „Wenn er sich über die Gesetze der Bewegung äusserte, so hat er doch wenigstens zuerst errathen, daß es solche Gesetze geben müsse.“ Aehnliches kann man von Buffon sagen. „Er hat erkannt“, sagt Herr Flourens, „daß die Natur so gut als die Menschheit ihre Geschichte hat: hierin haben wir den Blick des Genies, und er hat seinen Nachfolgern die Aufgabe hinterlassen, die Epochen dieser Geschichte genau zu bestimmen.“ — „Ich wiederhole es“, sagt Buffon selbst, „mit Bedauern verlasse ich diese interessanten Gegenstände, diese kostbaren Denkmäler der alten Natur, indem mein eigenes Alter mir nicht die Zeit läßt, sie hinreichend zu untersuchen, um die Folgen, die ich ahne, daraus ziehen zu können.“ Buffon hatte in der That vorausgesehen, wie wichtig die Fossilien für eine genauere Bestimmung der Epochen der Bodenbildung werden könnten: er hatte schon aus den unter- gegangenen Gattungen auf eine der unfrigen vorangegangene animalische Schöpfung geschlossen. Aber er war nicht bis zur Unterscheidung der auf ein- ander folgenden Bildungen gekommen, aus denen wir auf eine Menge von Veränderungen in der Verbreitung der Meere schließen können: er sah in der That nur zwei große Perioden in der Bildung der Erdrinde: die der ersten Erkaltung der glühenden Materie, und die, wo das Meer die ganze Erde be- deckte und seine Spuren auf ihr zurückließ. Nach der ersten dieser Phasen faßt Buffon die ungeheure geschmolzene und bewegliche Masse, die sich unter der Erdrinde bewegt, nicht mehr auf die Veränderungen der Oberfläche ein-

wirken. Nach den ersten Bergen, die nach ihm durch die natürlichen Zufällig- keiten der Erkaltung gebildet wurden, schreibt Buffon Alles dem Einflusse des Wassers zu, welches ebenfalls Berge und Thäler, Höhen und Niederungen bildete. Die Bedeutung der Vulkane war von dem großen Naturalisten noch nicht, wie jetzt, erkannt worden. Denn durch die Verbindung der unter- irdischen Kräfte, deren Wirkungen im kleinen Maßstab unsere Vulkane und Erdbeben und heute noch zeigen, mit dem Einflusse der Gewässer, sowohl der oceanischen, als der kontinentalen, konnte die neuere Geologie von der gegen- wärtigen äußeren Gestalt und der inneren Beschaffenheit unseres Bodens Rechen- schaft geben. Aber wenn auch die neuere Geologie weiter gekommen ist, als Buffon, so ist sie nichtsdestoweniger von den beiden Grundideen seiner Theorie ausgegangen; denn auch sie nimmt eine Erde an, die aus dem Feuer, und eine, die aus dem Wasser hervorgegangen ist.

Mannigfaltiges.

— Ein Theater-Direktor, der eine Oper sucht. In einem schwaghaften Durcheinander, das sie *Revue musicale* überschreibt, berichtet die *Revue des deux Mondes* über das Beethoven-Fest in Bonn, das bekannt- lich auch von Hector Berlioz so wie von Jules Janin besucht und beschrieben worden. Der Rhein ist überhaupt jetzt ein Sammelplatz der französischen Sommer- Reisenden geworden; man findet sie in diesem Sommer auf den Dampfschiffen, die zwischen Straßburg und Köln fahren, noch viel zahlreicher, als selbst die Engländer. Es ist, als ob Victor Hugo's Buch *Le Rhin*, gerade weil man es wegen seiner Tiraden und Excentricitäten so wenig ver- standen und genossen, seine Landsteute erst recht begierig gemacht hätte, die Gegend kennen zu lernen, über die ihre berühmten Männer so viel unge- reimtes Zeug schreiben. Unter denjenigen, die in diesem Jahre den rhein- ländischen Kreuzzug unternahmen, befand sich auch Herr Leon Pillet, der Direktor der großen Oper in Paris, der jedoch, wie die *Revue des deux Mondes* bemerkt, nicht des Beethoven-Festes wegen dahin gegangen, denn ein noch so berühmter Meister, von dem keine neuen Opern mehr zu erwarten, sey einem Theater-Direktor etwas sehr Gleichgültiges. Dagegen sey der im Gefolge des Königs von Preußen nach Stolzenfels und nach Köln gekommene Komponist der „Hugenotten“ natürlich ein viel anziehenderer Gegenstand für den neugierigsuchenden Direktor gewesen, als selbst die Forelly, die doch schon so viele Hunderttausende durch ihre alten Weisen angelockt. Was sich bei der Unterredung der Herren Meyerbeer und Pillet zugetragen, wisse man freilich eben so wenig, als was bei den anderen, gleichzeitig am Rheine statt- gefundenen Kongressen besprochen worden, doch mit Sicherheit könne man annehmen, es sey in der musikalischen Konferenz von nichts Anderem die Rede gewesen, als von dem „Propheten“ und der „Africanerin“, und allenfalls auch von einer französischen Bearbeitung des „Feldlagers in Schlesien“. Aber die Verhandlungen hätten wieder da geendigt, wo sie angefangen; es ginge in dieser Angelegenheit wie in mancher anderen: man sey von der Ueberzeugung durchdrungen, es müsse etwas geschehen, um das Publikum zufrieden zu stellen, aber Niemand wisse zu rathen, wo und wie man das Ding angreifen solle. Herr Meyerbeer bestehet darauf, daß durchaus neue Kräfte für die französische Oper gewonnen werden müßten, bevor er seine neuen Opern hergebe, doch Herr Pillet weiß keine andere Antwort zu ertheilen, als: „Kann ich Soprane aus der Erde stampfen, wächst mir ein Basso in der flachen Hand?“ Madame Stolz und Herr Duprez sind und bleiben die Stützen der französischen Oper, deren Schultern aber der deutsche Komponist seine neuen Werke nicht anvertrauen will, und so bleiben sie denn fortbauend in seinem Pulke eingeschlossen. Die *Revue des deux Mondes* hat Mißleid mit dem armen Theater-Direktor und giebt ihm den Rath, da Meyerbeer und Donizetti durchaus nichts Neues liefern wollten, Halévy aber nichts Neues liefern könne, sich an den Komponisten der „Lombarden“, Herrn Verdi, einen kampffertigen jungen Mann, zu wenden. Man lasse nur rasch durch Herrn Scriba einen Text zusammendichten, und binnen sechs Monaten ist die neue Oper fertig und für die Académie Royale de Musique, so wie für Madame Stolz und Herrn Duprez, und insbesondere für Herrn Leon Pillet, ist dann für die nächste Saison keine Sorge mehr vorhanden.

— Russische Ansichten über List und den deutschen Zoll- verein. Unter dem Titel: „Das System Friedrich List's im Vergleich mit den übrigen politisch-ökonomischen Systemen“, ist in Odessa ein Werk erschienen, dessen Verfasser den größten Enthusiasmus für die Theorien des Herrn List zeigt, die, wie er meint, das in Rußland befolgte und so vielfach angefeindete Handelssystem auf eine glänzende Weise rechtfertigen. In der Verherrlichung seines Helden geht er so weit, ihm die Begründung des Zollvereins zuzu- schreiben, worüber sich Herr List wohl nicht weniger als Andere wundern dürfte. Von dem Zollverein selbst bemerkt er: „Von einem kleinen Anfang ausgehend, umfaßt er gegenwärtig, mit Ausnahme Oesterreichs und Hannovers, ganz Deutschland“ — und scheint mithin die Hansestädte, Mecklenburg, Pommern und Oldenburg ganz zu ignoriren! Beiläufig macht der Verfasser der russischen Literatur Vorwürfe, daß sie die wichtige Erscheinung des deutschen Zollver- bandes bis jetzt nur in einem oberflächlichen und wegwerfenden, der Wissen- schaft ungeziemenden Tone besprochen habe; aber nach obigen Proben zu ur- theilen, wird auch seine eigene Schrift nur wenig dazu beitragen, seinen Landsleuten richtigere Begriffe über diesen Gegenstand beizubringen.